



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Der Sohn des Bannerherrn

---

Monaten ein. Wenn man bedenkt, was die lange Studien-, Ausbildungs- und Vorbereitungszeit kostet, wie schwer und unter welchen Auflagen neues Missionspersonal herbeigeschafft werden muß, wie lange es braucht, bis entstandene Lücken ausgefüllt und andere Kräfte wieder eingelebt sind, dann dürfte es wohl als kein Luxus erscheinen, auch das wertvolle Gesundheitskapital der Missionare durch ärztliche Fürsorge entsprechend zu schützen und sich nicht einfach hin in Gleichmut mit Verlusten abzufinden, als ob sie unvermeidlich wären und notwendig zu dem zu zahlenden Preis des missionarischen Opferlebens gehörten.

Es bedeutet darum eine große und wertvolle Hilfe für das Missionswerk, daß im missionsärztlichen Institut zu Würzburg Ärzte ausgebildet werden, die außer der Arbeit im Dienste des Apostolates sich auch die gesundheitliche Obsorge für das Missionspersonal angelegen sein lassen. Die Förderung des Institutes sollte darum die Herzensangelegenheit eines jeden Missionsfreundes sein.

## Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

(Fortschung)

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

Die Gnade kämpfte mächtig im Herzen des Zürchers; aber gewaltig auch bäumte sich die Schlange des Stolzes empor und zischte ihm zu: „Edlibach, du als Bettler hier dein Gnadenbrot essen!“ Und er verschloß sein Herz dem guten Engel und sagte spöttisch: „Zu Euch herüberkommen! Biinnen vierzehn Tagen würden mich die Zürcher gewaffnet heimholen.“ Dann setzte er kalt bei: „Ins Unvermeidliche muß man sich fügen. Zürich wird nun einmal nicht mehr papistisch; so müssen die Waldstätte den neuen Glauben annehmen; sonst geht die Einheit und mit ihr die Freiheit der Schweiz zu Grunde. Lebt wohl! Ich denke, auch Ihr werdet in kurzem so oder so unserer Meinung werden.“

Hiermit reichte der Patrizier dem Bannerherrn die Hand. Doch dieser nahm sie nicht, sondern sagte: „Edlibach, wir sind von heute an geschiedene Leute; schick mir Morgen meinen Sohn zurück.“

„Nicht einmal die Hand zum Abschiede!“ — rief der Patrizier mit schlecht verhaltenem Zorne. „Bannerherr, dieses Schimpfes will ich gedenken.“ Hastig verließ er das Haus.

Bald ertönte der Hufschlag die Neugasse hinab; Edlibach und der Junker ritten Zürich zu. Am Baarer Tore sagte der Säckelmeister: „Junker Frei, schaut Euch dieses Tor gut an; es möchte sein, daß wir bald mit gewaffneter Hand hier einzögen.“

Kolin eilte zu Ammann Toß; dann schloß er sich den Nachmittag in sein Zimmer ein. Seine Tochter hörte ihn unruhigen Schrittes auf und ab gehen. Gegen Abend rief er Hedwig. Sie gingen zusammen nach Sankt Oswald. Unter dem rechten Seitenschiffe der damals schier neuen gotischen Kirche stand ein Gnadenaltar der Mutter Gottes; dort kniete der Bannerherr mit seiner Tochter nieder und betete eine gute Weile. Als er nach Hause kam, war er ganz ruhig. Hedwig saß bei ihm im Zwielichte der traulichen Stube und ließ geschickt die Spindel rasche Kreise ziehen. Der Vater sagte über das heutige Gespräch mit Edlibach nur das eine Wort: „Es hat sich eine tiefe Kluft zwischen uns geöffnet.“ Nach einer Weile fügte er bei: „Komm, sing mir das Lieblingslied deiner seligen Mutter, ehe wir uns zur Ruhe begeben.“ Hedwig holte ihre Harfe herbei und

sang nach kurzem Vorspiel mit einfachem, frommem Ausdruck:

„In deinen Schutz und Schirm wir  
O heilige Gottesgebärerin! [flehn,  
In allen Nöten woll' zu uns stehn.  
Verschmäh nicht deiner Kinder Flehn,  
Verscheue jegliche Gefahr,

Du Jungfrau stark und wunderbar.  
Stets sei uns Trost, Fürsprecherin,  
Barmherzigkeit und Mittlerin.“

„Amen“, sagte Kolin, als der letzte Ton verklungen. „Hedwig, bete für Wolfgang; er wird in diesen Tagen unseres Gebetes bedürftig sein.“

## II. Vom Feinde umgarnt

Edlibach hatte Zürich am späten Abende erreicht. Sofort ritt er zum Bürgermeister, um über seine Sendung Bericht zu erstatten. In der Frühe des andern Morgens war außerordentliche Ratsitzung; auch Zwingli wohnte ihr bei. Erst gegen Mittag kam Edlibach vom Rathause heim. Er legte Halskrause und Kette auf den Tisch und sagte zu Regula, der alten Magd, die ihm behilflich war, das bequeme Haussleid anzulegen: „Rufe mir den Wolfgang!“

„O der junge Herr Kolin wird gleich hier sein“, sagte die Alte. „Er war die ganze Zeit sehr gespannt, was ihm der Herr Säckelmeister aus den Kantonen für eine Zeitung bringen werde. Der Herr hätte ihm auch heute früh — doch nein, ich will nichts sagen, Amtsgeschäfte gehen vor, und gar so wichtig! man munkelt ja, der Zwingli habe es durchgesetzt, daß nun einmal Krieg sein müsse“, — hier machte das neugierige Mütterchen eine Pause, und als statt einer Antwort ein strenger Blick des Ratsherrn sie traf, sagte sie: „O ich wollte den Herrn Säckelmeister nicht aushorchen! Aborigens weiß der Herr, daß die alte Regula nicht eine von denen ist, die alles an die große Glocke hängen. Nein, nein, das tu' ich nicht!“ So redend trippelte sie von dannen.

Bald ging die Türe auf, und ein schlanker Jüngling von kaum zweieundzwanzig Jahren trat ein, in der Tat eine Gestalt voll frischen Lebensmutes. Edlibach reichte dem Jüngling schweigend die Hand, und dieser fragte hastig: „Was bringt Ihr mir Gutes von Zug?“

„Den Krieg“, lautete die kurze Antwort.

„Unmöglich!“ rief Wolfgang. „Mein Vater kann den Untergang der Schweiz nicht wollen.“

„Und doch wählt er den Krieg. Nimm Platz, ich will dir alles erzählen.“ Der Patrizier zog den Jüngling auf seine Seite auf einen Stuhl. Dann setzte er

ihm auseinander, wie die fünf Kantone um keinen Preis die Predigt des Evangeliums gestatten wollten; wie dieselben, was sein eigener Vater eingestanden, den alten Bünden entgegen sich mit König Ferdinand eingelassen, offenbar um das lautere Evangelium mit Stumpf und Stiel auszurotten. Zwingli habe ja auch am letzten Sonntage gepredigt, „nicht dem Großenkönig, nicht dem Woitoden gelte die Rüstung des Österreichers, sondern der Bekämpfung des gemeinen evangelischen Wesens.“

„So geht denn“, schloß der Zürcher Patrizier, „die Einheit und wohl auch die Freiheit der Schweiz, für welche unsere Väter so viel Blut vergossen, an dem Starrsinne der Waldstätte zu Grunde, wenn nicht Zürichs rasches Handeln und scharfes Schwert Rettung bringt. Die Lehre Zwinglis will ich dir nicht anpreisen; so viel ist gewiß, er hat sie in öffentlichem Religionsgespräch aus der göttlichen Schrift erwiesen. Daß im päpstlichen Regemente mancher Missbrauch herrscht, auch vieles sich auf eitel Menschenwort gegründet, wird kein Vernünftiger bestreiten. Und doch soll um dieses Pfaffenetruges willen das Vaterland zerstört werden!“

Die Worte Edlibachs weckten einen mächtigen Sturm in der Brust des Jünglings. Obgleich mitten im Glaubensstreite aufgewachsen, war ihm nie die Ahnung gekommen, daß dieser eine so ernste Gestalt annehmen werde. Mit vielen hatte er bis dahin die Hoffnung gehegt, die Parteien würden sich aussöhnen; das Falsche und Unwahre, welches sein klarer Verstand in der Lehre Zwinglis erkannte, werde ausgeschieden und verlassen; aber auch auf der andern Seite müßten die Missbräuche beseitigt werden, welche die Kirche Gottes entweder wirklich entstellten oder ihr in jenen Tagen massenhaft angedichtet wurden. Diese Ansicht hatte in dem Herzen des Jünglings um so leichter

Wurzel gefaßt als sie mit seinen Wünschen übereinstimmte. Was der Mensch wünscht, das glaubt er ja auch gerne. Wolfgang teilte aber seine Liebe zwischen Zürich und Zug. Zug war seine Vaterstadt; dort wohnten die Seinen. Allein auch Zürich war ihm teuer; hier hatte er seit dem zwölften Jahre mit geringer Unterbrechung geweilt und war im Hause

So fesselte manches Band von Neigung und Freundschaft das warme Herz des Jünglings an Zürich. Was Wunder, daß da die Worte Edlibachs einen heftigen Kampf in seiner Brust wachriefen? Zürich und Zug umfang er mit gleicher Liebe, und nun standen sie feindlich gegenüber. Auf welche Seite sollte er sich jetzt stellen? Au, der einen Seite fiel



Unser tägliches Brot gib uns heute!

Edlibachs fast wie dessen Sohn aufgewachsen. An der berühmten Schule am Grossmünster hatte er seine Studien gemacht; als dann vor vier oder fünf Jahren auch an ihr die Reformation durchdrang, hatte er sie auf Geheiß seines Vaters verlassen, war aber im Hause des gewandten Säckelmeisters geblieben, welcher den heranwachsenden Jüngling in die Handelsgeschäfte einführte.

der Glaube der Väter zwar noch immer schwer in die Magistrale, aber doch nicht so entscheidend, wie wir es an seinem Vater gesehen. Auf der andern Seite schnitt ihm der Gedanke tief in die Seele, daß ob des starren Festhaltens an diesem Glauben die Einheit und Freiheit des Vaterlandes scheitern könnten. Die Lehre Zwinglis ließ ihn kalt und stieß ihn zurück; aber der Bundesbruch der Kan-

tone — denn dafür hielt er gleichfalls ihr Bündnis mit Ferdinand — empörte sein von Freiheitsinn und Vaterlands-liebe glühendes Herz.

Der Patrizier beobachtete mit scharfem Blicke den Kampf, den seine Rede entfesselt hatte. Nach einer langen Pause sagte er: „Nun, Wolfgang, was werde ich hören? Willst auch du das Bündnis mit Ferdinand?“

„Nie — solange ich lebe!“ rief der Angeredete. „Ich will fort, ich will nach Zug, ich will meinem Vater Vorstellungen machen; er kann, er darf, er wird die Freiheit unseres Vaterlandes nicht opfern.“

„Wolfgang, du bist ein braver Junge! Ich wußte es ja; ich kannte dein Schweizerherz. Doch beruhige dich: Zürich hat noch Männer, welche bereit sind, das Äußerste von der Heimat abzuwehren, und ich zähle darauf, daß auch du dich dem Vaterlande nicht entziehen wirst. Verstehe mich wohl; du brauchst deshalb deine religiöse Überzeugung nicht zum Opfer bringen. Es handelt sich einfach darum, die Kantone zur Herausgabe ihres Bündnisses mit Ferdinand zu zwingen. Bist du bereit, hierzu mitzuwirken?“

„Unbedenklich!“ sagte Wolfgang rasch.

„Gut“, erwiderte Edlibach. „Ich werde dir im rechten Augenblick sagen, wie du zur Rettung des Vaterlandes beitragen kannst. Jetzt komme mit hinab ins Wohnzimmer; du mußt doch Agnes „Lebewohl“ sagen.“

Als Edlibach, Wolfgang an seiner Hand, die freundliche Stube betrat, saß die Tochter des Patriziers in einem Erkerfenster am Stickrahmen. Agnes zählte mit Recht zu den schönsten Mädchen Zürichs; ihr Vater wußte es und war stolz darauf.

„Agnes“, redete er die Tochter an, „Wolfgang will uns verlassen.“

„Ihr scherzt nur, lieber Vater“, sagte das Mädchen, erschrocken vom Tische auf-fahrend.

„Nein, liebe Agnes“, erwiderte der Jüngling; „es ist leider so; ich muß dir und den Deinen auf bestimmte Zeit „Behü“ Gott“ sagen. Morgen reite ich nach Zug.“

Bei diesen Worten trafen sich die Blicke der jungen Leute, und Edlibach bemerkte, wie beiden das Blut in die Wangen schoß. Ein feines Lächeln spielte

um den Mund des klugen Säckelmeisters; er ließ den beiden einen Augenblick ihre Verlegenheit fühlen, dann sagte er: „Ei, meine lieben Kinder, ihr tut ja so schüchtern, als ob ihr euch zum erstenmal sähet, und doch wohnt ihr nun so viele Jahre unter demselben Dache. Agnes, mache unserem Wolfgang den Abschied nicht allzuschwer. Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir den Starrsinn der Kantone gebrochen haben; dann soll uns ein frohes Wiedersehen vereinigen. Jetzt plaudert noch eine gemütliche Stunde, bis die alte Regula das Abendbrot bringt. Ich habe noch Amtsgeschäfte. Heute Abend werden die Junker Frei, Escher und Lavater hierher kommen, um mit dir, Wolfgang, einen Becher zum Abschiede zu trinken.“

Hiermit ließ er die beiden allein. „Kolin“, sagte er zu sich selber, als er die Treppe hinabstieg, „das sei meine Rache für deinen schnöden Abschied! — Dein Sohn ist unser.“

Wolfgang hatte Agnes von Jugend auf geliebt, wie sich Geschwister lieben. Seit Jahresfrist war noch ein anderes Gefühl in seiner Brust erwacht, das er sich lange zu verhehlen suchte. Nie hatte er mit Agnes darüber gesprochen; aber jetzt, da er scheiden sollte, drängte es ihn, ein Wort zu seiner Jugendgespielin zu reden.

„Agnes“, hob er endlich zagend an, „wirfst du dich meiner erinnern, wenn ich nicht mehr hier bin?“

Als der Jüngling ausschaute, siehe, da flatterten zwei zahme Tauben, die er vor Jahren der Gespielin geichenkt hatte, durch das offene Erkerfenster herein und setzten sich auf den Stickrahmen. Agnes liebkoste die zutraulichen Geschöpfe und sagte: „Die Täubchen werden mich ja stets an dich erinnern.“

Da fragte der Jüngling mutiger: „Wirst du mich auch lieben, wenn ich euren Glauben nichtannehme?“

„Ei“, sagte das Mädchen verwundert, „du haft ja neulich dem Vater versprochen, unsren Glauben anzunehmen, wenn die Deinen in Zug ein Gleichtäten, weil ja, wie du selbst sagtest, die Schweiz in allem einig sein müsse. Die papistische Lehre wird aber bald, wie Zwingli am vorigen Sonntag so feurig predigte, mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet.“

Wolfgang wollte antworten; da trat die alte Regula ein. Sie breitete weißes Linnen über den Tisch und stellte für das

Abendessen die blanken Teller zurecht.  
Agnes half ihr.

Nach dem Abendessen kamen die Einladeten, Junker Frei, den wir schon kennen, und zwei andere junge Patrizier, ein Escher und ein Lavater, die mit Wolfgang die Grossmünsterschule besuchten hatten. Der Becher freiste fröhlich, und der perlende Nestenbacher, den Edlibach dem scheidenden Wolfgang zu Ehren aus dem Keller holen ließ, machte gesprächig. Die jungen Zürcher redeten viel und hitzig vom „lautern Gotteswort“, vom „papistischen Unrat“ von den „bündesbrüchigen Kantonen“; aber der Jüngling hörte lange nicht alles — sein Geist war anderswo. Die Wächter verkündeten die zehnte Stunde. Edlibach erhob sich und brachte Wolfgang den Scheideetrunk. Die Becher klangen, man schüttelte sich die Hände, und der Jüngling hatte das Versprechen gegeben, in politischen Angelegenheiten treu mit Zürich zu gehen; denn nur so möge dem Unheile geiteuert werden, das über die Schweiz heraufziehe. Dann gingen die Gäste.

In derselben Nacht hörte Wolfgang jede Stunde vom Grossmünsterturm herab schlagen. Es war ihm eigentümlich zu Mute. Das Gespräch mit Edlibach, die Worte von Agnes, der Abschied von den Schulgenossen, die Heimkehr zu den Seinen — alles ging Bild für Bild an seiner Seele vorüber und verheuchte den Schlummer von seinen Augen. Er fühlte, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen sei — oder hatte er ihn bereits überschritten?

Der volle Mond schien hell in sein freundliches Schlafzimmer und zeichnete die runden Buchenscheiben auf Wand und Fußboden. Mitten im Fenster war ein altes, schönes Glasgemälde eingefügt, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskindlein auf dem Arm. Wolfgang hatte es gerettet, als vor ein paar Jahren von Rats wegen die Bilder in den Kirchen zerbrochen wurden. Seht kam es dem Jünglinge vor, das vom Mondlichte bläß erhellt Bild schaute ihn gar ernst und wehmütig an. „Heilige Maria“, sagte er unwillkürlich, „nicht dich versprach ich zu verlassen.“ Nach einiger Zeit stand er auf, öffnete das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ein leiser Luftzug spielte mit seinen Locken und fühlte seine glühenden Wangen. Alles war still; er hörte deutlich das Rauschen des Brunnens drunten im Hofe. Da schlug es

Mitternacht. Die Schläge der Uhr zogen seinen Blick auf das nahe Münster hin. Mäestätisch stand der herrliche Bau vor ihm mit seinen zum Himmel strebenden Formen, wie sie ein Gott liebendes Geschlecht erfand und voll Kraft und Ausdauer verwirklichte. Raum war ein Menschenalter verflossen, seitdem unter dem großen Bürgermeister Hans Waldmann das Einfügen der letzten Steine die Türme zum Abschluß gebracht hatte. Wie vieles war seither verändert! Der Jüngling dachte daran, als er seinen Blick auf dem Baue ruhen ließ und hoch oben am Turme die Riesengestalt Karls des Großen, des Stifters, in Stein gemeißelt, sitzen sah. Ernst und groß schaute der Kaiser herab, und das goldene Schwert quer über seinen Knien blinkte im Mondlicht. Eine alte Sage kam ihm in den Sinn, gemäß welcher der Held dereinst, wenn das Maß der Ungerechtigkeit voll sei, mit gezücktem Schwerte zur Rache herabsteigen werde. Wolfgang fragte sich, ob jene Stunde noch fern sei, und es kam ihm der Gedanke, ob nicht auch er im Begriffe stehe, sich der Schuld Zürichs teilhaftig zu machen. „Nein“, antwortete er sich, „mit ihrem Glauben will ich nichts zu schaffen haben.“

Dann schweifte sein Blick über die rasch dahineilende Limmat, über den düstern „Wellenberg“, den trozigen Gefängnisturm, der sich aus ihren Fluten erhob, und ruhte endlich auf dem mondbeglänzten See. Dort war er vor einer Woche mit Agnes und Edlibach im Kahn gefahren, und das Mädchen hatte wundervoll alte Volksweisen zur Laute gesungen. In Gedanken versunken schaute der Jüngling lange dorthin; erst da die Wächter zwei Uhr verkündeten, legte er sich zur Ruhe.

Als die Morgendämmerung bereits anbrach, fiel er endlich in einen kurzen, unruhigen Schlummer. Die Eindrücke, welche er soeben empfangen, verwoben sich zu einem seltsamen Traume. Es schien dem Jüngling, als fahre er wieder mit Agnes im Kahn; aber noch viel Wolf, darunter Edlibach und Frei, waren in kriegerischer Rüstung mit im Schiffe; Fahnen flogen und Waffen blitzten. Da war ihm mit einem Male, als käme der steinerne Karl über die Wasser dahergeschritten mit drohend erhobenem Schwerte. Und sie kämpften gegen ihn; aber der Recke zerschmetterte

mit dem ersten Streiche den Kahn, und alle waren am Versinken. Agnes hatte sich an Wolfgang festgeklammert und zog ihn in die Tiefe. Da stand plötzlich, er wußte nicht wie, das Muttergottesbild seines Fensters, seine Schwester Hedwig an der Hand, zur Stelle, und letztere reichte ihm einen schönen Kranz weißer Rosen mit den Worten: „Komm, wir wollen ihn der lieben Mutter Gottes von Einsiedeln bringen!“ In diesem Augenblieke wurde der Jüngling durch lautes Pochen an die Türe geweckt.

Es war die alte Regula, die ihn mahnite, die Sonne steige bereits hinter den Bergen herauf. Rasch warf sich Wolfgang in seine Kleider und eilte hinab in die Familienstube, wo ihn Edlibach und seine Tochter bereits erwarteten. Der Abschied war kurz, aber herzlich, wenigstens von Seiten der jungen Leute. Agnes gab Wolfgang auch noch viel liebe Grüße mit an seine Schwester Hedwig. Dann drückte man sich die Hand, es hieß „Behüt Gott“ und „Auf Wiedersehen“, und der Jüngling schwang sich in den Sattel.

Die Leute schauten ihm nach, wie er so leicht und frisch von dannen ritt in seinem blauen, knapp anliegenden Wams mit den weißen Schlitzen, das Barett mit der nickenden Feder auf den braunen Locken. Als er am Helmhouse vorüberkam, konnte er nicht umhin, sein

Auge zum Münstereturme zu erheben und den steinernen Karl zu betrachten. Von der Morgensonnen verklärte, schaute die Riesengestalt majestatisch herab auf das Treiben einer traurigen Zeit; das Schwert flamme wie brennendes Feuer. Nachdenklich ritt der Jüngling über die große Limmetbrücke und zur Siehlpforte hinaus dem Albisberge zu.

Als er die Höhe erreicht hatte, band er sein Rößlein an eine Buche und setzte sich am Waldesaume in den Schatten einer Haselstaude. Von da aus bot sich dem Auge nach Nord, West und Ost ein wunderbarer Fernblick. Tief unten lag der liebliche blaue Zürchersee mit seinem frischgrünen Kranze von Weinbergen, aus welchem Weiler und volkreiche Flecken mit ihren weißen Häusern und schlanken Kirchürmen hervorlugten. Wolfgang aber schaute nur auf einen Punkt, auf die stolzen Türme und Zinnen von Zürich. Lange ruhte sein Auge auf dieser Stadt, die seinem Herzen so teuer geworden; dann raffte er sich auf und sagte:

„Agnes muß mein Weib werden um jeden Preis!“

„Auch um den Preis meines Glaubens?“ fragte sein Gewissen.

„Nein, nein!“ — „Aber darum wird es sich auch nicht handeln“, suchte er sich zu beruhigen.

### III. Auf abschüssiger Bahn

Wolfgang weilte nun seit einigen Tagen wieder im Vaterhause. Seine Schwester Hedwig hatte ihn mit herzlicher Freude empfangen. Wie es oft unter Geschwistern zu gehen pflegt, waren auch ihre Herzen um so inniger verbunden, je seltener es ihnen gestattet war, unter demselben Dache zusammen zu leben. Und namentlich jetzt, da Hedwig mit dem feinen Gefühle einer Schwester ahnte, wie nötig es sei, das Herz des Bruders die stärksten Bande an das Vaterhaus zu knüpfen, überhäufte sie Wolfgang mit Beweisen ihrer Liebe. Sie tat dies um so mehr, als ihr eine gewaltige Veränderung ihres Bruders auffiel. Sein sonst so fröhliches und heiteres Wesen war einem beinahe trüben Ernst gewichen. Wie sollte sie das deuten? Eines tröstete Hedwig: er betete noch mit ihr alle Abende vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes — seinen Glauben hatte er also nicht verloren!

Der Vater weilte die ersten Tage nicht zu Hause; er war im Auftrage des Rates auf eine Tagssitzung nach Luzern geritten. Plötzlich kam er an und grüßte kurz seinen Sohn: „Ah, Wolfgang! Gut, daß du da bist. Der Zürcher Kaiser hat es nun wirklich so weit gebracht, daß der Krieg kaum mehr zu vermeiden sein wird. Heute hat Hans Edlibach im Auftrage des Rates von Zürich das Kloster Muri besetzt — so weit ist es mit dem Manne gekommen! — und morgen stehen wohl die Banner von Bern und Zürich an unserer Grenze. Waffne dich! Du mußt heute noch mit unserem Aufgeboten gen Kappel!“ Mit diesen Worten eilte er fort auf das Rathaus.

Eine Stunde später ließen die Weibel und Stadtknechte von Haus zu Haus und brachten den Befehl des Rates, daß sich bei Leib und Leben alle waffenpflichtigen Männer beim Besperläuten auf dem Platze unter der Linde zu versammeln

hätten. Was wollte Wolfgang tun? Die Kunde vom Ausbrüche der Feindseligkeiten war so unerwartet rasch gekommen, daß er in diesem Augenblicke unmöglich den Vater zum Frieden stimmen konnte. Er beschloß also, seinem Befehle vorderhand zu entsprechen und sich zu waffen. „Im Lager“, dachte er, „wird sich wohl Gelegenheit finden, nach der Meinung Edlibachs zu wirken.“

So zog er denn mit dem Stadtfähnlein aus. Tags darauf, es war am zehnten des Brachmonates, traf auch das Hauptbanner an der Zürcher Grenze ein, zugleich mit den Bannern von Uri und Schwyz, und es würde wohl an diesem Tage zur Schlacht gekommen sein, wenn es nach dem Wunsche des Zürcher Reformators gegangen hätte, welcher hoch zu Pferde, eine Hellebarde auf der Schulter, mit den Seinen ausgezogen war. Aber es gelang dem Glarner Landammann Übli, zu vermitteln, und mit Not kam auf den Tagen zu Alarau und Steinhausen der „Landfriede“ zu stande, worin sich die katholischen Kantone verpflichteten, das Bündnis mit König Ferdinand aufzugeben.

Wer war über diesen Ausgang erfreuter als Wolfgang? Er hatte mit seinem Vater gesprochen und ihm gesagt: „Gebt um Gottes willen diesen Bund mit Österreich auf! Zürich duldet es nicht, und seine mit Bern verbundene Macht wird die kleinen Kantone zerstalten. Es handelt sich ja nicht um unsern Glauben; es handelt sich einzig um dieses Bündnis mit Ferdinand.“

„Es handelt sich wohl um den Glauben“, hatte ihm der Vater kopfschüttelnd erwidert; „der Bundesbrief mit Ferdinand ist nur ein Vorwand, um das Geässige des lange gewollten Bürgerkrieges auf die Anhänger des alten Glaubens zu wälzen. Doch sei es, wir wollen ihnen auch diesen Vorwand entwinden.“

„Gott sei Dank!“ hatte Wolfgang unwillkürlich gerufen. Da schaute ihm der Vater mit seinen klaren, durchdringenden Blicken scharf in die Augen und sagte: „Du schwärzt ja ganz für Zürich. Du hast mir zwar vor wenigen Tagen deine treue Unabhängigkeit an den alten Glauben beteuert und ich glaube deinem Worte. Aber“, fügte er mit erhobenem Finger bei, „nimm dich in acht! Ich lenne das Band, das sie dir um dein argloses Herz geschlungen.“ Und als Kolin sah, wie Wolfgang errötete, sprach er mit Nachdruck: „Mein Sohn wird

niemals einer Zwinglianerin seine Hand geben, und wäre es auch Edlibachs Tochter.“

Damit hatte er den Jüngling seinen Gedanken überlassen.

Inzwischen war der Friede geschlossen und besiegt, und die Heere wurden entlassen.

Wolfgang kehrte heim und sollte nun das Geschäft des Vaters übernehmen. In der Schweiz waren damals Staatsmänner von Beruf etwas Unbekanntes; sie alle bebauten das Erbe der Väter oder pflogen eines Handwerkes, und erst bei vorgekümmtem Alter übertrug die Gemeinde den geachtetesten und geehrtesten Männern Amt und Würde. Auch dann nahmen bei der Einfachheit des Regiments die öffentlichen Geschäfte in ruhigen Zeitsäften wenig Mühr in Anspruch. So hatte auch Kolin von seinem Vater eine Tuchhandlung ererbt und durch seine Verbindung mit lombardischen und venezianischen Kaufleuten bedeutend erweitert. Bisher hatte er sie mit Lust und Liebe selbst geleitet; jetzt dachte er seine Kraft der bedrängten Lage des Vaterlandes zu widmen und überließ daher die Handelsgeschäfte seinem Sohne. Wolfgang ging mit Eifer an die Arbeit. Er dachte: „Wenn ich die Liebe meines Vaters in vollem Maße gewonnen habe, so wird er meinem Glücke nicht im Wege sein können.“

Der Sommer war vorüber und der Herbst mit seiner Fülle gekommen. Drüben am Zürcher See feierten sie die frohen Tage der Traubenlese. Da kam eines Morgens der alte Peter, der Zürichbote, und brachte ein kleines Briefchen an Wolfgang. Als dieser die Aufschrift las, wurde er so verwirrt, daß er ganz vergaß, dem Boten seinen Lohn zu geben.

„He“, sagte der Peter, „ich dächte doch, das Briefchen wäre des Botenpfennigs wohl wert.“

„Habe ich Euch noch nichts gegeben? — Hier!“ Der Jüngling griff das erste beste Stück aus seinem Beutel hervor.

„Oho! Ein Sechsbähnner, so wahr ich der Zürichbote bin“, rief der Alte. „Nun, ich danke dem jungen Herrn! Wußte ja, daß das Briefchen eines so schönen und reichen Jungfräuleins willkommen sei — werde wohl morgen eine Antwort mit nach Zürich hinüber nehmen?“

„Gewiß, Peter, sprech morgen vor“, sagte Wolfgang.

Der Brief war wirklich von Agnes Edlibach; sie zeigte ihm an, auf Montag vor Sankt Galli sei in des Vaters Weinbergen bei Adligenswyl Traubenlese, und wie sie hoffe, daß ihr „alter Jugendgesell, auch viellieber Bruder und Gespiele“, auf gemeldeten Tag bei ihnen vorsprechen werde. Dem Jüngling lief es heiß durch die Adern. Wohl ein Dutzend Mal durchlas er die wenigen Zeilen; dann faltete er das Papier, schob es in die Brusttasche und stürmte die Treppe hinauf zur Stube, wo der Vater eben mit dem Lesen wichtiger Altenstücke beschäftigt war.

„Vater“, rief er, die Türe aufreibend, „die Edlibach laden mich auf nächsten Montag zur Weinlese.“

„Wer schreibt?“ fragte der Bannerherr fühl.

„Agnes“, erwiderte Wolfgang erlösend.

Kolin erhob sich und machte, sichtbar erregt, einige Gänge durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte fest: „Wolfgang, du gehst nicht hin.“

Wie ein Donnerschlag trafen die Worte den Jüngling. Mit Mühe sammelte er sich und wollte dem Vater antworten, obwohl ihm bekannt war, wie schwer derselbe zur Änderung eines einmal gefassten Entschlusses vermocht werden konnte. Aber Kolin ließ seinen Sohn nicht zu Worte kommen. „Keinen Widerspruch!“ rief er ihm zu. „Du weißt, was ich dir im Lager zu Kappel sagte: ich will keine Zwingianerin zur Schwiegertochter, und wäre sie auch aus Edlibachs Hause. Und jetzt nur einmal garnicht. Der Säckelmeister Edlibach ist falsch an mir gewesen, und ich fürchte, er ist auch falsch an dir.“

„Vater, Ihr seid unbillig“, sagte Wolfgang voll Unmut.

„Verbündeter Knabe!“ erwiderte der Bannerherr.

„Edlibach ist ein Ehrenmann“, fuhr der Jüngling heftig fort; „er meint es gut mit der Schweiz; er hat Euch das Leben gerettet —“

„Und jetzt hat er seinen Glauben verleugnet“, unterbrach ihn der Vater scharf. „Wer Gott und seiner Kirche die Treue nicht hält, dem mag auch ich nicht mehr trauen. Seht kein Wort mehr — du gehst nicht nach Zürich!“

Glühend heiß schoß dem Jüngling das Blut in das Antlitz und Tränen tra-

ten ihm in das Auge. Aber ein Blick auf den Vater, der streng vor ihm stand, drängte das aufwallende Gefühl zurück und erstickte die Bitte, die ihm auf den Lippen schwiebte. Bitternd vor Aufregung verließ er das Zimmer und stürzte an Hedwig vorüber die Treppe hinunter. Es trieb ihn hinaus ins Freie. Erst als er die Mauern des Städtchens hinter sich hatte und auf einsamem Pfad zwischen Haselhecken bergansteigend den schönen Buchenwald erreicht hatte, der heute noch den Abhang des Zugerberges großenteils bedeckt, wurde er ruhiger.

Es war ein sonniger Herbstnachmittag; die Landschaft lag mild und klar da; nur im äußersten Westen schwiebte ein leichter blauer Duft über den Umrissen des Lindenberges und dem Tale der Reuz. Die Wälder prangten in den Farben des Herbstes; ein leichter Wind rauschte in den Kronen der Bäume und löste hin und wieder ein falbes Blatt von seinem Zweige. Bitternd fiel es nieder, und der Waldbach, der in leichten Sprüngen längs des Pfades von Felsblöck zu Felsblöck eilte, nahm es mit und trug es talwärts. Eichhörnchen spielten auf dem Waldboden, knüpperten Buchnüsse und kletterten behende auf die Bäume, als die Schritte des Jünglings nahten. Er sah aber nichts von all der Schönheit und dem milden Frieden, der ihn umgab. Das Herz des Menschen gleicht den Alpenseen; nur wenn es ruhig ist, kann es die Bläue des Himmels und die Pracht der Natur widerspiegeln, nicht aber, wenn der Sturm der Leidenschaft es in seinen Tiefen aufwühlt.

Um glatten Stamm einer hohen, weitgeästeten Buche setzte sich Wolfgang. Es wogte noch in seinem Bujen, und er rang nach einem Entschluß. Der gute Engel rief ihm zu: „Gehorche dem Vater!“ Der böse flüsterte ihm ein: „Hast du dich nicht abgemüht, seine Liebe zu gewinnen? Und jetzt ist er so hart und grausam. Du bist kein Kind mehr, handle wie ein Mann!“ Und dann trat Agrejens Bild vor seine Seele — auf welche Seite wird sich die Schale neigen?

Spät am Abend kehrte Wolfgang heim; er eilte sofort auf sein Zimmer und schloß sich ein. Als dann zog er einen Streifen Papier hervor, schrieb mit zierlichen Buchstaben ein Briefchen, siegelte es und barg es in seiner Brusttasche. Dann verließ er unbemerkt das Haus, um den Zürichboten aufzusuchen.

In der Altstadt steht noch heutzutage neben dem Kornhause ein altes Gebäude, jetzt freilich vielfach umgebaut, genannt „zur Fischerstube“. Dort pflegten Schiffer, Boten, Fuhrleute Herberge zu nehmen, während der vornehmere Fremde lieber in dem stattlichen Edhause gegenüber, „zum Schwanen“, abstieg. In der Fischerstube vermutete Wolfgang den Boten.

Die rüstige Frau Wirtin staunte nicht wenig, als sie den jungen Kolin in den düstern, von einem Kienspane nur dürtig erhellt Hausflur treten sah. Mit gewaltigen Knidzen empfing sie den „weisen, fürsichtigen und gestrengen jungen Herrn“, wie sie ihn anredete, und fragte, was seines Begehrns sei.

„Ist der Zürichbote nicht hier?“ war die Frage.

„O ja, der sitzt im hinterer Stübchen und lässt sich's wohl sein. Als ich ihm beim letzten Schoppen die Zeche mache, warf er einen blanken Sechsbähner auf den Tisch — so hoch hat er's nicht alle Tage. Doch will der gnädige junge Herr sich hereinbemühen. — Peter! reib dir

den Most aus den Augen; der gnädige, feste und fürsichtige Herr Kolin hat mit dir zu schaffen.“

Hiermit ließ die gesprächige Frau den Jüngling in ein Hinterstüblein eintreten und schloß die Türe, legte aber sofort Auge und Ohr an eine Spalte, um zu erfahren, was denn in aller Welt der junge Herr mit dem Boten zu verhandeln habe. Sie konnte aber so nicht zum Ziele kommen; es war zu dunkel im Stübchen, und die beiden redeten leise.

Wolfgang übergab dem Boten den Brief zugleich mit einem nagelneuen Luzerner Schilling und erklärte ihm, wie er inskünftig die Briefe von Zürich ja nicht seinem Vater, sondern nur ihm allein abgeben sollte.

Schmunzelnd steckte der Alte das Geldstück ein. „Ich verstehe“, sagte er lachend; „sei der junge Herr nur unbekümmert; er wird wohl bald von dem schönen —“

„Still!“ rief der Jüngling; „wenn die Frau Wirtin es hört, so weiß es morgen die ganze Stadt.“

(Fortsetzung folgt.)

Helft mit an der Ausstattung des Pius-Seminars in Würzburg. Alle Vertretungen nehmen auch die geringsten Gaben dankbar entgegen!

### Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugetaufte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.